

ALWIN SEIFERT:

DIE LINZER LANDSCHAFT UND IHRE ERHALTUNG

GUTACHTEN VOM 22. JÄNNER 1952 UND 11. FEBRUAR 1958

A. Die Gesamtlage

Die Stadt Linz und ein mehr oder minder großer Teil ihrer landschaftlichen Umgebung ist mir seit dem Jahre 1921 bekannt. Ich kenne keine Stadt, die innerhalb dieser Zeit nicht nur ihre räumliche und bauliche Ausdehnung, sondern auch ihre wirtschaftlichen Grundlagen so entscheidend verändert und ausgeweitet hat wie eben Linz. Den stärksten Anstoß dazu hat die Gründung des großen Stahlwerkes im Osten der Stadt gegeben, einen Anstoß, der auch heute noch unverändert fortwirkt und eine sehr starke Bautätigkeit noch nicht so bald wird abklingen lassen. Viele Wohnsiedlungen jeder Art und Größe sind über einen weiten Raum hin entstanden; sie dehnen sich immerzu weiter aus und es entstehen immer neue. Wird diesem gewaltigen Anwachsen von gebauter Masse und bebauter Fläche gegenüber dem Schutz, der Pflege und der Gestaltung der noch verbleibenden Landschaft und Grünflächen nicht gleiche Aufmerksamkeit, Planung und Tatkraft gewidmet, dann begeben sich die Linzer nicht nur der großartigen Möglichkeit, ihre Stadt zur schönsten Österreichs zu machen, sondern es entsteht mit Sicherheit ein städtebaulicher kranker Organismus, an dem dann Generationen zu leiden haben werden.

Gestaltung und Pflege von Landschaft wie von öffentlichen Grünflächen haben bei den Bürgern der Gemeinwesen im bayrischen und im österreichischen Alpenraum und im Voralpenland noch nie eine große Rolle gespielt. Sie nahmen das, was Habsburger und Wittelsbacher schaffen ließen oder was einzelne wohlhabende Bürger ihnen schenkten, gerne an, und ließen es bei solcher Hinnahme bewenden. Sie konnten sich das bis vor etwa fünfzig Jahren noch leisten. Denn rings um die verhältnismäßig kleinen Städte und Märkte lagen große Gebiete schönster und unberührter bäuerlicher Landschaft; mit einem kleinen

Spaziergang konnte der Vater am Sonntagnachmittag seine Familie ins Grüne führen und die Jugend war um Spielräume schönster Art vor der Stadt nicht verlegen.

Das hat sich geändert. Die Städte haben sich unmäßig ausgedehnt. Fast bei allen frißt sich längs der Ausfallstraßen Häßlichkeit wie ein Aussatz über das Land. Die Landwirtschaft wird technisiert; die ursprünglich allein schon durch ihre Mannigfaltigkeit so schöne bäuerliche Landschaft wird zur gleichförmigen, langweiligen, ja öden Kultursteppe. Die Bäche und Flüsse werden begradigt und zu nüchternen Gerinnen umgebildet. Die Landschaft, in der sich der viel schärfer als früher von Beruf und Arbeit beanspruchte Städter wirklich noch erholen kann, rückt so weit hinaus, daß sie kaum noch den Gutverdienenden erreichbar ist. Diese Entwicklung zwingt auch die alpenländischen Städte aus ihrer Gleichgültigkeit gegenüber Landschaft und Garten grün heraus und fordert für die grünen, gewachsenen Teile ihres Weichbildes dieselbe Aufmerksamkeit, die sie immer schon den gebauten haben zuwenden müssen.

Drei Gefahren drohen die Entwicklung von Linz zur schönsten österreichischen Stadt zu verhindern:

1. Die Meinung der Grundeigentümer, daß sie mit dem Grunde nach ihrem persönlichen Gutdünken schalten und jedes Stück Acker oder Wiese zu Bauland machen dürfen, von dessen Verkauf sie ein bequemeres Leben führen können, als wenn sie es weiterhin als Bauern bewirtschaften.

2. Die Meinung der Bauenden, daß sie bauen dürften, wo und wie es ihnen gefällt und daß die Not an Wohnraum sie dazu berechtigt, sich auch über die primitivsten Forderungen hinwegzusetzen, die zur bloßen Sicherung von Leben und Gesundheit der Bewohner und der Umwelt in Bauordnungen festgelegt sind.

3. Die Meinung einer erheblichen Zahl der Bauleute von heute, daß Kunst, Kultur und Geschichte eines Landschaftsraumes keine Verpflichtung mehr darstellen und daß es in der Baukunst durchaus erlaubt sei, der jeweiligen kurzlebigen Mode zu huldigen, wie das bei Damenkleidern und -hüten berechtigt sein mag. Die heutige Baumode aber sieht in Europa nur noch ein geschichtsloses Kolonialland; die Wohnburgen sollen in Neapel, in Linz, in Marseille genauso ausschauen wie in Buenos Aires oder Stockholm, wie sie ja auch in Stuttgart oder in Hamburg schon aussehen. Die Stadt Linz hatte das außergewöhnliche Glück, daß gerade in den Zeiten, in denen der Bürger nicht viel um

seine Meinung oder nach seinem Geschmack gefragt wurde, Männer große Teile des neuen Linz gebaut haben, denen die Erhaltung des nicht nur alpenländischen, sondern ganz **österreichischen Baugesichts** der Stadt viel wichtiger war als die Befriedigung persönlichen Geltungsbedürfnisses durch Bausensationen, wie sie Architekten ohne echtes großes Können und ohne Verantwortungsbewußtsein eben nötig haben. Der fescheste Damenhut ist in zwei Jahren nicht mehr zum Anschauen und in zehn Jahren nur noch ein Witz. Ein heute modisches Haus ist genauso binnen kurzem unmodern und in wenigen Jahren ausgemacht häßlich. Alle wirklich häßlichen Häuser, die heute das einst so schöne und einheitliche Baugesicht der Stadt Linz verunzieren, sind zur Zeit ihrer Entstehung die jeweils modernsten gewesen, gleichgültig, ob sie 1870 oder 1900 oder 1930 gebaut worden sind.

Diese dritte Gefahr berührt mein Gutachten nur am Rande; ihr zu begegnen, liegt mir als dem Architekten, der „das alpenländische Baugesicht“ auch in Österreich gegen den Einbruch west- und norddeutschen Baudenkens erfolgreich verteidigt hat, aber ganz besonders am Herzen. Werden aber dem rein liberalistischen Denken über Ort und Art des Bauens der kleinen Leute nicht jene Schranken gesetzt, welche jedes Gemeinwesen nach dem nüchternen Grundsatz, daß Gemeinnutz vor Eigennutz gehen muß — sollen nicht alle notleiden — bedingungslos fordern muß, dann werden gerade die schönsten Teile der Linzer Landschaft mit den unerfreulichsten Klein- und Kleinstbauten übersät. Dann geht dem Linzer nicht nur das Beste seiner Heimatstadt verloren, an dem Auge und Herz sich immer wieder erfreuen können, sondern er wird auch gezwungen, auf jedem Gang ins Freie oder durch die Stadt immer mehr Häßliches sehen zu müssen. Die Menschheit ist zwar schon so weit erzogen, daß der einzelne beiläufig weiß, daß er seines Nachbarn Ohr, Nase und Lunge nicht allzusehr durch Lärm, Gestank und Rauch behelligen darf; man weiß, daß ein Kesselschmied, der die ganze Woche am Preßlufthammer steht, keine Sonate mehr zu hören vermag. Nur wenige aber denken darüber nach, wie schlimm es um ein Volk bestellt ist, dem nur noch Häßliches vor Augen geführt wird.

B. Die einzelnen Maßnahmen und Aufgaben

1. Die vom Stadtplanungsamt als unbebaubar ausgewiesenen Freiflächen stellen ein Mindestmaß von dem dar, was durch die endgültig ausgebaute Stadt an öffentlichem Grün sich ziehen muß. Diese Bauverbote müssen unnachgiebig aufrechterhalten werden und dürfen weder aus politischen oder anderen, in diesem Zusammenhang immer unsachlichen Rücksichten aufgehoben oder auch nur gelockert werden. Wird die Einsicht solcher Notwendigkeiten von den einzelnen Bauern verlangt, der sich um die Möglichkeit gebracht sieht, aus der Tatsache ein gutes Geschäft zu machen, daß sein Hof zufällig im Weichbild der Stadt liegt, so müssen sich ihr auch Land, Kirche und Bund fügen. Eine Bebauung zum Beispiel des am Schillerplatz zur öffentlichen Grünfläche umgeformten Geländes der ehemaligen Trainkaserne kann gar nicht in Frage kommen; auch die Bundesregierung muß einsehen, daß heute jeder Quadratmeter Grünfläche innerhalb der Altstadt notwendig und unersetzlich ist. Als die Trainkaserne erbaut wurde, lag Linz als kleine Stadt noch mitten in der Landschaft; heute geht geschlossenes Häusermeer weit hinaus.

2. Es muß aber auch die Stadt selbst die aus früheren Zeiten übernommenen Grünflächen innerhalb der Altstadt sachkundiger pflegen als bisher. Auf der Promenade vor dem Landhaus zum Beispiel sind überbreite Wege hergestellt und auch noch asphaltiert worden. Dabei wurde ein großer Teil der Wurzeln der alten Ulmen abgeschlagen und die großen Bäume behielten nur noch kleine offene Baumscheiben. Sie werden auf diese Mißhandlungen damit antworten, daß sie in wenigen Jahren absterben. Man muß heute froh sein um jede Ulme, die vom Ulmensterben noch nicht vernichtet wurde; jede kleinste Schädigung ihrer Lebenskraft führt die Gefahr herauf, daß sie einer Ansteckung mit dem Pilz *Graphium ulmi* nicht mehr Widerstand leisten kann und dann innerhalb eines Jahres eingeht. Es ist jetzt notwendig, daß die Stadtgärtnerei sofort starke Bäume heranzieht, damit sie diese möglichst groß als Ersatz bereithalten kann, wenn die alten Bäume geschlagen werden müssen. Die beste Baumart für diesen Platz dürfte die Platane sein. An dieser Promenade zeigt übrigens ein Nußbaum eine andere Art von barbarischer Verstümmelung.

3. Es ist geplant, den längs der Grünanlage der Promenade verlaufenden Gehsteig wegzunehmen und um sein Maß den Gehsteig vor dem Landestheater zu verbreitern. In diesen verbreiterten

Gehsteig aber gehören keine Straßenbäume; die wohlgeformte Schau-
seite des Theaters verlangt vor sich eine reine Pflasterfläche — wenn
es geht aus großen Granitplatten.

4. Dagegen verlangt der an der R ö m e r s t r a ß e geplante Aus-
sichtsplatz eine Abriegelung gegen die Straße durch sehr hoch wer-
dende Bäume, welche die weiter oben stehenden unerfreulichen hohen
Häuser abzudecken haben; hier dürfte die Akazie (*Robinia pseudacacia*)
der richtige Baum sein, weil er rasch wächst, im Alter sehr malerisch
wird und keinen schweren Schatten gibt.

Ein kleiner ebenerdiger Bau ist an der unteren Ecke des Aussichts-
platzes gut möglich. Es gilt hier derselbe Grundsatz wie für viele noch
folgende Punkte: Es kann sehr wohl ab und zu an die Stelle einer Grün-
fläche ein Bauwerk treten, wenn es in seiner Form hohen Ansprüchen
genügt, also für jeden, der nur halbwegs vom Bauen etwas versteht,
ein erfreulicher Anblick ist.

Wenn es gelingt, von dem hier geplanten Aussichtsplatz aus einen
Fußweg durch den Bannwald am Steilhang zu führen, so ergäbe das
einen besonders schönen Spazierweg. Nur muß dann das Eisengeländer
besser geformte Betonstützen bekommen als sie an den übrigen Wegen
an der Turmleite bisher verwendet worden sind.

5. An dieser Turmleite auf dem Freinberg wird von der
Forstbehörde verlangt, daß in dem Bannwald an dem steilen Hang über
der Donau das Unterholz an Haselnuß, Holunder, Hainbuchen usw.,
das in der Waldbauwissenschaft von vorgestern noch als „Wald-
unkraut“ bezeichnet wurde, herausgehauen wird und daß an dessen
Stelle in regelmäßigen Abständen Eichen, Rotbuchen usw. aufgeforstet
werden. Ein solches Verfahren mag in der Kahlschlagwirtschaft alter
Art, die aber auch schon lange als widernatürlich und damit als tech-
nisch und wirtschaftlich falsch erwiesen ist und nur aus äußerem, also
unsachlichem Zwang immer noch fortgeführt werden muß, richtig
gewesen sein; an der Turmleite ist es ebenso falsch wie überflüssig. Das
waldbauliche Ziel jedes fortschrittlichen — und das heißt heute natur-
nah denkenden — Forstmannes ist natürliche Verjüngung. Wer es
erreicht, gilt als Meister in der Kunst des Waldbaues und ist der mei-
sten Sorge ledig, die den nie verlassen, der künstlich pflanzen muß. An
der Turmleite ist die schönste Naturverjüngung bereits vorhanden, die
man sich nur wünschen kann. Der Natur, die hier mit Vollkommenheit
arbeitet, in das Handwerk pfuschen zu wollen, bedeutet nicht nur
völlig überflüssigen Aufwand an Arbeit und Geld, sondern bringt

außerdem noch Gefahr. Denn jede Verwundung des Bodens an diesem ungewöhnlich steilen Hang kann beim Zusammentreffen ungünstiger äußerer Umstände zur Abschwemmung des kostbaren Waldbodens führen.

Der Wald an diesem Steilhang ist ein Bannwald, der die unten vorbeiführende Straße vor Steinschlag schützen soll. Es ist kein Wirtschaftswald, dessen Aufgabe die Erzeugung von Nutzholz ist. Je mehr Unterholz aber in dem Bannwald steht, je mehr „Waldunkraut“ also vorhanden ist, um so besser werden fallende Steine aufgefangen. Die waldbauliche Bewirtschaftung dieses Bannwaldes kann sich auf die Befolgung der einfachen Handwerksregel beschränken, die mir Doktor h. c. v. Keudell, einer der erfolgreichsten Pioniere des neuen naturnahen Waldbaues, selbst übermittelt hat: es wird jeweils das herausgeschlagen, was einem (bereits bestehenden oder von selbst aufkommenden) Besseren im Wege ist. Das Herausschlagen des Hollunders, der allerdings in die an diesem Steilhang bodenständige Waldgesellschaft nicht gehört, könnte nicht verhindern, daß er immer wieder erscheint. Denn nicht nur am Rande dieses Bannwaldes, sondern überall in den Waldstücken um Linz läßt sich die Wahrheit jener Volksregel feststellen, die ich dem alten Geheimrat August Bier, auch einem der großen Waldpioniere, verdanke: „Der Hollunder wächst dort, wo die Männer und Hunde sich hinstellen.“

Daß die Natur in diesem schwierigen Gelände nur das ihr Gemäße duldet und erhält, nicht aber das von der Forstwirtschaft des vorigen Jahrhunderts Vorgeschriebene, wurde schon einmal bewiesen: Die von den Forstleuten an diesem Hang gepflanzten Fichten sind alle verschwunden, ohne jemals Zimmermannsholz ergeben zu haben.

Sollte zu diesem Fall noch ein besonders waldbauliches Gutachten notwendig sein, so wäre der dafür richtige Mann Prof. Dr. Hartmann in Frohnleiten, einer der kundigsten österreichischen Forstwissenschaftler.

6. Auch sonst muß in Linz eine neue Einstellung zu den noch vorhandenen **W a l d s t ü c k e n** gefunden werden. Diese sind alle sicherem Untergang geweiht, wenn die Linzer glauben, in diesen ebenso umhergehen und -liegen zu können, wie man das in Wäldern weitab von Städten zu tun gewohnt ist. Sobald eine sehr geringe Zahl von Waldwanderern überschritten ist, wird der Boden durch das bloße Betreten verdichtet, die Wurzeln vor allem von Rotbuche und Tanne haben nicht mehr genügend Atemluft, der Baum fängt an zu kränkeln

und stirbt entweder von selbst ab oder wird ein Opfer des nächsten gerade auftretenden Schädlings. Wenn schon ein zu hoher Rotwildbestand oder das Eintreiben von Weidevieh durch Bodenverdichtung einen Wald in Not bringen kann, oder wenn im Berner Naturschutzgebiet Dürsrütti die größte Tanne der Schweiz anfang einzugehen, nur weil sie das Betreten ihres Wurzelbereiches durch die sie bewundernden ausländischen Waldbaukommissionen nicht vertrug, dann dürfte es einleuchten, auf den Genuß des Darinherumlaufens zu verzichten. Für den Anfang wird man bei den Wäldern, die geschützt werden müssen, um Stacheldraht nicht herumkommen. Auf die Dauer aber wird eine alljährlich wiederholte erzieherische Aufklärung durch Wort und Bild wenigstens bei dem größeren vernünftigen Anteil der Stadtbevölkerung eine bessere Wirkung tun.

7. Der Fichtenwald am H u m m e l h o f aber ist auch durch solche Maßnahmen nicht mehr zu retten. Die Fichte ist an sich schon nach Bodenart und Klimasituation nicht standortgemäß; im Reinbestand vollends ist sie über ein gewisses Alter nicht hinauszubringen. Die bloße Zunahme der Kohlenfeuerungen in der immer dichter bebauten Umgebung bringt sie zum Kränkeln und allmählichem Eingehen. Die durch Volksfeste und Aufmärsche besonders wirksam gemachte Bodenverdichtung tut den Rest. Der Fichtenbestand wird das sichere Opfer des nächsten Dürresommers oder eines anderen Naturereignisses, dem die Fichte dort, wo sie hingehört, mühelos widersteht.

Es hat wenig Sinn, mit entsprechenden Pflegemaßnahmen dieses Fichtenstangenholz, dessen Tage auf jeden Fall gezählt sind, noch möglichst lang in seiner jetzigen Art und Form zu erhalten. Es ist richtiger, den auf dem Lößboden standortgemäßen und bodenständigen Laubwald, einen „trockenen Eichen-Linden-Hainbuchen-Wald“, neu aufzubauen und nur die gesündesten Fichten als schattengebende Überhälter noch eine Reihe von Jahren zu erhalten. Das geschieht etwa in folgender Art: Es wird zunächst der künftige Wald in seinen Umrissen und in seiner Wegeführung geplant. Dann durchforstet ein Fachmann den Fichtenbestand so weit, als sich das mit der Gefahr des Windwurfes noch vereinbaren läßt; der Waldboden soll beschattet bleiben; er muß aber so viel Licht bekommen, daß die neu gepflanzten Laubhölzer gedeihen können. Die einzelnen, von Wegen nicht durchschnittenen Waldflächen werden in derselben Art gegen den Menschen eingegattert, wie das der Forstmann draußen gegen das Wild tut. Hinter diesem Zaun wird die ganze Laubholzgesellschaft der vor-

genannten Waldform in Gruppen und Horsten mit einer Pflanzweite von einem bis 1,20 Meter aufgeforstet: Stiel- und Traubeneiche, Sommerlinde, Wildkirsche, Wildbirne, Feldulme; die einzelnen Gruppen bekommen etwa die Größe, welche die Krone des ausgewachsenen Einzelbaumes beansprucht; als Unterholz wird ziemlich gleichmäßig Hainbuche beigemischt. Die Ränder werden gebildet aus Haselnuß, Feldahorn, Hartriegel, Pfaffenhütchen; an den Außensäumen treten zu diesen noch Schwarzdorn, Weißdorn, Wildrose, Zitterpappel. Die Pflege besteht in den ersten Jahren in dem Schutz der in einer Höhe von 60 bis 100 Zentimeter gepflanzten Junggehölze vor dem Überwachsenwerden durch Gras und Unkraut, später in der allmählichen Durchforstung mit der Axt, die das Ziel hat, dem Besten und Schönsten zum Übergewicht zu verhelfen.

Das beste Wachsmittel, das den Junggehölzen bei der Pflanzung mitgegeben werden kann, ist richtig zubereiteter Kompost.

8. Soweit die Schachen an der Leondinger Turmlinie aus Fichten bestehen, müssen sie auch im Zuge der weiteren Bewirtschaftung in Laubwald übergeführt werden. Da sie an steileren Hängen stehen, wird eine Mischung von Rotbuche mit Tanne den Grundstock des neuen Bestandes bilden können. (Die allerbeste Gehölzmischung kann für jeden einzelnen Standort durch eine pflanzensoziologische Untersuchung genau angegeben werden.)

Die Leondinger Turmlinie ist ein ganz besonders wertvoller Bestandteil der Linzer Landschaft. Sie muß in ihrer jetzigen, wirklich edlen Schönheit erhalten bleiben, also von jeder Bebauung ausgenommen werden. Die Flächen müssen in der bisherigen landwirtschaftlichen Nutzung bleiben. Ein Bauer, der in diesem Gelände seinen Hof nicht länger bewirtschaften will, hat nicht die Möglichkeit, ihn zu Bauland zu parzellieren; er kann nur seinen Hof verpachten und sich mit dem Pachtschilling zur Ruhe setzen.

Ganz grundsätzlich muß in stärker bewegten Teilen der Linzer Landschaft die Bebauung durch Häuser in den Tälern und Mulden bleiben und sollte außerdem noch durch einen Kranz von Obstbäumen gegen die von jeder Bebauung frei bleibenden höheren Rücken abgeschirmt werden.

9. Ganz besonders wichtige und wirkungsvolle Grünflächen kann sich die Stadt Linz schon in allernächster Zeit im Bereiche der früheren Länd e schaffen. Über die Durchformung im Einzelnen läßt sich heute noch nicht viel sagen. Wichtig wird es sein, diesen Anlagen durch die

Verwendung möglichst nur einer Baumart eine besonders starke Wirkung zu geben. Der bestgeeignete Baum ist nach Lage und Klima die Platane. Sie stammt von griechischen Bächen; ihr Bild drückt für den Kundigen die Nähe von Wasser und ein mildes Klima aus. Sie wächst schnell, ist rauchfest und ist auch im Winter mit den bunten, von dunkelgrün bis silberweiß spielenden Farben der alljährlich abblätternden Rinde sehr schön. Die Stadt Tübingen verdankt ihren Ruf nicht zum wenigsten der vierreihigen Platanenallee am Neckar.

Die Ebene dieser neuen Grünanlage liegt zu hoch über dem Donauspiegel, als daß man über den senkrechten Ufermauern auf einen besonderen Schutz verzichten könnte. Da diese aus Granit sehr gut aufgemauert sind, wäre am besten eine ebenfalls aus Granit gebaute Brüstungsmauer von etwa 50 Zentimeter Höhe und 60 Zentimeter Breite (Höhe und Breite einer Brüstungsmauer, die Sicherheit auch vor Schwindelgefühl geben soll, muß etwa 110 Zentimeter betragen). Wo schräge Böschungen zum Wasserspiegel hinunterführen, müssen diese zunächst einmal als so ebene Rasenflächen ausgebildet werden, daß sie gemäht werden können. Anderenfalls wächst im Bereiche der Spiegelschwankungen sehr unerfreuliches Unkraut. Ob und wie weit die Pflanzung von einheimischen oder ausländischen Sträuchern im oberen Teil der Böschung noch möglich ist, wird sich erst später zeigen. Den oberen Abschluß bildet jedenfalls eine sauber geschnittene Hecke, die nicht höher als 80 Zentimeter werden soll.

10. Da diese neuen Grünanlagen längs des Donau-Ufers auf dem toten Boden alten Bahngeländes angelegt werden müssen, sind große Mengen von Mutterboden notwendig, welche jetzt schon gesichert und gesammelt werden müssen.

Ich empfehle dem Stadtrat, eine „Verordnung zum Schutz der Muttererde“ für das ganze Stadtgebiet zu erlassen, die etwa folgenden Wortlaut haben könnte:

„Mutterboden ist die von Humus dunkel gefärbte, von den oberen Pflanzenwurzeln durchzogene, von einer millionenfachen Klein- und Kleinstlebewelt durchwobene oberste Schicht des gewachsenen natürlichen Bodens. Er ist der alleinige Träger des uns alle, Mensch und Tier, erhaltenden Pflanzenlebens auf der Erde. Jeder Verlust an diesem unersetzlichen Gut engt die Grundlage unserer Ernährung noch weiter ein und erschwert die schnelle Wiederherstellung des durch Krieg und Nachkriegsfolgen stark in Mitleidenschaft gezogenen Stadt- und Landschaftsbildes.

Es wird deshalb für die in Betracht kommenden städtischen Dienststellen angeordnet:

1. Mutterboden darf nur zur Erzeugung von Pflanzenwuchs verwendet werden. Es ist deshalb nicht statthaft, ihn als Auffüllungsmaterial zu verwenden oder mit Trümmern, Schutt, Abfall, Müll und dergleichen zu überdecken.
2. Städtische Dienststellen, die Ausschachtungen, Auffüllungen, Bodenbewegungen oder sonstige Veränderungen der Bodenoberfläche vornehmen oder durch Unternehmer vornehmen lassen, haben dafür zu sorgen, daß der Mutterboden für sich allein in einer Tiefe von durchschnittlich 20 Zentimetern abgehoben und von anderer Erde getrennt zur Wiederverwendung in Mieten von zwei bis drei Metern Breite und höchstens 1,5 Meter Höhe gelagert wird.
3. Kann der Mutterboden an der Baustelle nicht als Träger von Pflanzenwuchs verwendet werden, so muß er dem Gartenamt angeboten werden, damit für Wiederverwendung oder vorübergehende Lagerung dieses Mutterbodens gesorgt werden kann. Die Kosten für die Abfuhr von der Baustelle trägt wie üblich der Bauherr.
4. Den Trägern nichtstädtischer Bauvorhaben sind von den für die Genehmigung zuständigen Stellen die entsprechenden Auflagen zu machen.“

11. Die Böschungen des nördlichen Donau-Ufers gegenüber der Lände werden dicht aufgeforstet mit allen schönen Gehölzen der heimischen Uferlandschaft; oben auf das Ufer kommt eine dichte Wand von Silberweiden, die alles dahinterstehende Unrühige und Häßliche verdeckt.

Die beiden Ufer sind durch die Wahl der verschiedenen Baumarten, Platanen im Süden, Silberweiden im Norden als grundsätzlich andersartig gekennzeichnet: das Südufer ist städtische Grünanlage in gebundener Form, das Nordufer ist natürliche, aber gesteigerte Landschaft. Silberweiden gibt es nicht im Handel. Sie müssen in einer städtischen Baumschule in folgender Art eigens herangezogen werden: Von Büschen, die aus Steckholz gezogen sind, wird der stärkste Trieb an eine Bohnenstange geheftet, die übrigen werden unterdrückt, bis sich ein Stamm gebildet hat.

12. Am Südufer verursacht etwas oberhalb der Brücke der Urlaubstein eine gefährliche Straßenenge. Es steht landschaftlich nichts im Wege ihn so weit abzutragen und zurückzunehmen, daß die Straße in voller Breite vorbeigeführt werden kann. Es muß nur die am Schluß bleibende Felswand genau so nach Klüften und Schichtungen zurückgestuft werden, wie es die alten Felswände zeigen. Dabei darf zur Vermeidung späteren Steinschlages im engeren Bereich der endgültigen Wand nicht mehr scharf geschossen werden, sondern es muß mit Keil und Brechstange abgeräumt werden. Auf die Felsbänder werden dann dünne Trockenrasen derselben Art gelegt, wie sie an den

alten Felswänden zu finden sind. Schließlich wird aller frische Felsbruch mit Stalljauche angespritzt, die zur Hälfte mit Wasser verdünnt wurde. Dadurch entsteht in kurzer Frist eine echte Patina aus Algen und Flechten, so daß die neue Felswand nicht mehr als Wand in der Uferlandschaft wirkt.

13. Im jetzigen Hafengelände sind an Kastanienbäumen Beispiele jener barbarischen Baumverstümmelung zu sehen, die merkwürdigerweise im ganzen Alpengebiet verbreitet ist. Es mag gewissermaßen zur Übung von der Gartenverwaltung versucht werden, diese Bäume im Laufe der Jahre durch immer wiederholten naturnahen Schnitt wieder in halbwegs gute Form zu bringen. Die von den vielen Wunden in das Holzinne schon längst eingedrungenen Pilze sorgen dafür, daß die Bäume nicht mehr alt werden. Es ist deshalb nicht notwendig, sich bei der Planung der neuen Anlagen an den jetzigen Baumbestand zu klammern. Man wird das Beste dann erreichen, wenn man auf abgeräumter Fläche wieder ganz von vorne anfängt. Das gleiche gilt für andere Grünplätze innerhalb der Stadt.

14. An einer anderen Straße stehen Linden mit kastenförmig geschnittenen Kronen. Diese setzen so tief an, daß nicht einmal Radfahrer unter ihnen durchkommen. Ehe man auch diese Bäume beseitigt und wieder von vorne beginnt, sollte der Versuch gemacht werden, sie für die Zukunft dadurch zu erhalten, daß alle Äste an dem durchgehenden Mitteltrieb abgenommen werden und auch dieser oben so weit eingestutzt wird, als die besenförmigen kleinen Äste reichen. Es bleibt also nur ein Pfahl stehen. Man muß die Linzer Bürger durch die Zeitungen auf diese Maßnahmen vorbereiten, sonst bringen sie den Leiter des Gartenamtes um. Sie werden aber sehen, daß die Linden, wenn überhaupt noch Wuchskraft in ihnen ist, sehr stark durchtreiben; sorgt man dafür, daß die neue Krone erst in 4,50 Meter Höhe über dem Boden beginnt, dann ist sie außerhalb des Verkehrsraumes und braucht nie mehr geschnitten zu werden. Das einzig Bedenkliche dabei ist nur, daß den Linden bei der Teerung des Gehsteiges und des Radfahrweges eine viel zu kleine offene Baumscheibe belassen wurde. Diese muß tief gelockert und mit Kompost stark gedüngt werden.

15. Wo an bebauten Straßen großkronige Bäume bisher immer wieder zurückgeworfen werden mußten, weil die Anlieger mehr Sonne in ihren Wohnungen haben wollen, ist es besser mit der ständigen Baumverstümmelung Schluß zu machen, die Bäume ganz wegzunehmen und durch kleinkronige zu ersetzen, von denen sich

die meisten Arten durch eine besonders schöne Blüte auszeichnen. Bei den Akten des Stadtbauamtes oder des Stadtgartenamtes muß sich noch die von mir früher aufgestellte Liste aller Gehölze befinden, die sich für die verschiedenen Lagen und Verwendungszwecke in der Stadt Linz besonders eignen. Als kleinkronige Straßenbäume kann man empfehlen, Catalpa, verschiedene Weiß- und Rotdornarten, Koelreuteria, Zieräpfel, Zierkirschen, Prunus, Pissardii, Robinia Bessoniana, Sophora japonica.

16. Stromabwärts des alten Winterhafens ist der Stadt Linz durch die Ansiedlung der Großindustrie in den *Donau-Auen* ein ganz besonders wichtiges und ursprüngliches Erholungsgebiet verlorengegangen. Auf den geringen in der Lustenau zwischen dem Hochwasserdamm und dem Donau-Ufer noch verbliebenen Flächen muß durch Neuaufbau eines echten Auwaldes Ersatz geschaffen werden. Soweit Buschwerk noch vorhanden ist, kann aus diesem durch pflegliche Durchforstung mit der Axt dadurch wieder ein guter Auwald gemacht werden, daß die zu diesem gehörigen Edelhölzer (Stieleiche, Spitz- und Bergahorn, Ulme, Esche) geschont und gefördert werden, soweit sie noch vorhanden sind; anderenfalls müssen sie durch Aufforstung ebenso neu eingebracht werden, wie ein sehr starker Anteil von Schwarzpappeln guter Herkunft. Das Endziel muß sein, daß die Bäume in verhältnismäßig eng gestellten Reihen stehen, die in der Stromrichtung flußabwärts ziehen, und daß diese Reihen nötigenfalls so viel Raum zwischen sich haben, daß vom Hochwasser mitgeführtes Treibholz keine Verkläusungen bewirken kann, durch welche im schlimmsten Fall der Strom gegen den Hochwasserdamm gelenkt würde.

In gleicher Art müßten auf dem jetzt freien Gelände die vorgenannten Baumarten in ebenso gerichteten Reihen neu angepflanzt werden. Dabei bildet die Schwarzpappel mit einem Pflanzenabstand von fünf Metern das Grundgerüst, sobald deren Kronen sich berühren, die Hälfte der Bäume herausgenommen und als Papierholz zu gutem Preis verkauft. Später kommt wiederum die Hälfte schon als Starkholz heraus; die nun in 20 Meter Abstand voneinander stehenden letzten Pappeln dürfen alt werden und zu großen Bäumen heranwachsen, bis die zwischen ihnen gepflanzten Eichen, Eschen, Silberpappeln, Ulmen und Ahorn die Herrschaft übernehmen, zwischen denen die nächste Generation von Schwarzpappeln wieder aufgeforstet wird.

Am Donau-Ufer selbst muß bodenständige Strauchgesellschaft von Weiden, Wasserschneeball usw. wieder entstehen. Auch der Hoch-

wasserdamm wird auf der Luftseite vollständig mit einer als Niederwald bewirtschafteten Auengesellschaft aufgeforstet, in welcher die Grauerle die Hauptrolle spielt.

Wasserbauleute der alten Schule erheben mit Sicherheit gegen diesen Plan Einspruch. Ihnen sei gesagt, daß gegenwärtig sämtliche sechs und mehr Meter hohen Staudämme der Flußkraftwerke an den Alpenflüssen in Südbayern in gleicher Art aufgeforstet werden und daß niemand mehr in dieser Maßnahme eine Gefahr sieht. Die sehr hohen Hochwasserdämme des Rheins oberhalb des Bodensees im Kanton St. Gallen waren auf der Wasserseite dicht bewachsen mit Grauerlen, die in einem vier- bis sechsjährigen Umtrieb mit einem Ertrag von 40 Franken für je 100 Meter genutzt werden; auf der Luftseite stand Hochwald, sogar mit Fichten von 20 Zentimetern Stammdurchmesser. Diese Dämme waren aus Schlick gebaut. Sie haben den höchsten Hochwässern widerstanden; gebrochen sind nur immer die, die nach der Schulwissenschaft aus Kies geschüttet und mit sorgfältig gepflegter Grasnarbe abgedeckt waren. (Die Bewaldung wurde eben jetzt abgetrieben, weil die Dämme erhöht werden müssen; bei Ragaz sind sie mit ähnlichem Bewuchs noch erhalten.) Die Kosten des Aufbaues eines Auwaldes in der Lustenau sind nicht eine unrentable Ausgabe für bloße landschaftliche Schönheit und Erholungsgelände, sondern sind eine sehr gewinnbringende Kapitalsanlage. Bei der heutigen Not an Holz, dem raschen Wachstum und dem hohen Preis für Pappeln läßt sich aus der Anlage von Pappelkulturen ein ungewöhnlich hoher Gewinn erzielen, der in dem vorliegenden Fall um so höher zu bewerten ist, als die Lustenau im jetzigen Zustand nicht genützt wird.

In einem landschaftlichen Gutachten kann natürlich nicht entschieden werden, ob für die Stadt Linz ein Gelände für Segelflug wichtiger ist oder ein Wald. Sicher ist nur, daß, wie immer bei Flugplätzen, das Gelände von Jahr zu Jahr größer werden muß, die Reste von Auwald wegfrißt und schließlich doch als ungenügend wieder aufgegeben werden muß.

17. Im ganzen Hafengelände ebenso wie im Gelände der Stickstoffwerke und der VÖEST kann jeder Fleck, der in den nächsten zehn oder zwölf Jahren nicht bebaut oder sonstwie genutzt wird, mit Pappeln bepflanzt werden. Hier ist die richtige Art die Kanadapappel der Form serotina, die wahrscheinlich noch schneller wachsen wird als die einheimische Schwarzpappel. In diesen reinen Wirtschaftsflächen kann die Pflanzung von Pappeln, die ebenfalls mit

einer Pflanzweite von fünf Metern beginnt, rein unter dem Schlagwort „Holzzucht außerhalb des Waldes“ betrachtet werden. Daß die großen in Frage kommenden Flächen durch den Bewuchs mit hohen Bäumen viel schöner ausschauen, daß im Industriegelände jede Pflanzung von Bäumen, jede Ansaat von Rasenflächen eine hohe soziale Bedeutung hat, und von der Arbeiterschaft auch in diesem Sinn gewertet wird, wird immer mehr erkannt. Die Leitung der Alexander-Wacker-Werke in Burghausen zum Beispiel, einer riesenhaften chemischen Fabrik, die auf das dichteste bebaut ist, läßt eben jetzt jeden Quadratmeter Boden, der nicht bebaut und nicht Bahngleise oder Fahrstraße ist, als Grünfläche mit Bäumen und Ziersträuchern anlegen. Die Zeche Ewald bei Oberhausen, die mitten im rußigsten, giftigsten Teil des Ruhrgebietes ganz in Bäume gebettet ist, zeigt als Beispiel, was unter viel schwierigeren Verhältnissen möglich ist, als sie in Linz gegeben sind. Die Werksleitungen müssen um so leichter für diese großen Pflanzungen gewonnen werden können, als die Kosten der Aufforstung — die ja doch als Werbungskosten abgeschrieben werden können — in verhältnismäßig kurzer Zeit vielfältig wieder gewonnen werden.

Es ist hier eines festzuhalten: *Die Bepflanzung der Donau-Ufer wird im Bereiche der Stadt bestimmt durch die Platane auf dem Südufer, durch die Silberweide auf dem Nordufer, in der freien Landschaft durch die Schwarz- und Silberpappel und im Industriegelände durch die Kanadapappel.*

18. Besonders vielfältig ist die Aufgabe der landschaftlichen Eingliederung des Pichlinger Sees, eines großen Baggersees unterhalb der Stadt. Alle Steilböschungen müssen mit Steckholz, jener Weidenarten, die in der ganzen Gegend von selbst wachsen, aufgeforstet werden. (Das Steckholz wird von mindestens bleistiftstarken Trieben in 25 Zentimeter Länge im Februar geschnitten, gebündelt und in die Erde eingeschlagen. Ende März wird es mit 50 Zentimeter Pflanzweite in Löcher gesteckt, die mit einem Rundeisen vorgebohrt werden. Die Gesamtkosten für das Stück dürften nicht mehr als 30 bis 40 Groschen betragen.) An allen wichtigeren Stellen muß dabei die Silberweide eingebracht und später besonders gefördert werden. Allgemein gehört auf alle dazu geeigneten Flächen der Grauerlen-Weiden-Pappel-Wald, besonders auf dem Südufer. Soweit dieser Aufwuchs das Wasser beschattet, wird es nicht verkrauten.

Meiner Meinung nach wird die jetzt so starke und unangenehme Verkrautung anhalten, so lange noch Kies gebaggert wird. Der Vor-

gang des Baggerns bringt die gelösten Nährstoffe in den See, von denen das Kraut so stark gedeiht. Der Krautwuchs wird aufhören, so bald Ruhe und Gleichgewicht in dem See eingetreten sind. Die großen Baggerseen in den Innauen bei Rosenheim sind klare, leuchtend blaue und warme Seen. Auf keinen Fall wird durch den Laubfall der neuen Aufforstung der Krautwuchs gesteigert.

Auch die hohe Böschung am Ostufer wird mit jener Gehölzgesellschaft aufgeforstet, für die sich Beispiele in der Nachbarschaft finden. Die tiefliegende Wiese dort erhält einen lichten Bestand von Pappeln, damit sie als halbschattige Liegewiese dienen kann.

Am 20. November 1951 hatte ich Gelegenheit mit dem Limnologen Prof. Dr. August Thienemann, Direktor der Hydrobiologischen Anstalt der Max-Planck-Gesellschaft, Plön in Holstein, über die Verkräutung des Pichlinger Sees zu sprechen. Er teilt meine Ansicht, daß sie nur verursacht ist durch den noch fortgehenden Baggerbetrieb, durch den ständig neue Nährstoffe, besonders Kalk, in das Wasser des Sees geführt werden. Die Verkräutung wird also von selbst zurückgehen oder aufhören, wenn nicht mehr gebaggert wird. Die hohe Sommerwärme des Sees dürfte zudem ein Anzeichen dafür sein, daß das Grundwasser nur sehr langsam aus dem Schotter der Trauebene in den See fließt, daß also die von dem Grundwasser in den See mitgebrachten Mengen von gelöstem Kalk nicht sehr groß sind. Auch Prof. Thienemann hält die Aufforstung der Seeufer mit standortgemäßem Laubholz für selbstverständlich und unbedenklich.

19. Die Trinkwassereinzugs- und -schutzgebiete bleiben als eingezäunte Flächen ohne Bebauung und ohne landwirtschaftlichen Nutzen liegen. Auch sie werden am besten zu Wald gemacht. Man kann einstweilen warten und zusehen, was sich etwa von selbst ansiedelt. Eine pflanzensoziologische Untersuchung wird die endgültig richtige Waldgesellschaft feststellen. (Ansaat von Birken auf verwundetem Boden!)

20. Die K i e s g r u b e n an der Salzburger Reichsstraße erhalten zum Schutz des Grundwassers Humusdecke und Grasnarbe und werden eingezäunt. Hier ist es am besten, den Zaun etwa 50 Zentimeter innerhalb der Grundstücksgrenze zu setzen, hinter den Zaun Hainbuchen zu pflanzen und durch den Maschendraht ohne Schnitt wachsen zu lassen. Auch hier wird sich auf dem Boden der alten Gruben von selbst die richtige Gehölzgesellschaft einstellen.

21. Der Pöstlingberg ist in seinem Anblick von der Donau aus geradezu ein Kernstück des Stadtbildes von Linz. Leider ist er in seiner ursprünglichen klaren landschaftlichen Eigenart (Kirche, Festungstürme, Vierkanthöfe, Bauernland und Waldstücke) durch regellose Bebauung schon sehr stark beeinträchtigt worden. Es ist hier ganz unerlässlich, daß kein neues Bauland ausgewiesen werden darf und daß nur die schon begonnenen Siedlungen zu einem räumlichen Abschluß gebracht werden dürfen. Zur Hauptsache muß die schöne Gebäudegruppe auf dem Gipfel des Pöstlingberges als Krone der Landschaft ruhen über ursprünglich gebliebener, von städtischen Kleinhäusern freibleibender Bauernlandschaft mit Wiesen und Wäldern.

22. Dasselbe gilt für die zur Donau abfallenden Steilhänge des Pfenningberges. Diese müssen von jeder Bebauung vollkommen freibleiben. Diese Forderung läßt sich auch mit der Begründung stützen, daß diese Hänge ja im Rauchschatten des Linzer Industriegeländes liegen. Es wird voraussichtlich sogar notwendig sein, diese Wälder im Laufe der Zeit mit rauchfesten Holzarten umzubauen, wie das im Ruhrgebiet schon vor Jahrzehnten hat geschehen müssen.

Die für die Bauentwicklung von Linz Verantwortlichen müssen sich immer vor Augen halten, daß auch in einem demokratischen, liberalen und sozialistischen Staat die Freiheit des einzelnen eine Grenze findet am Wohle der Gesamtheit. So wenig zum Beispiel im Straßenverkehr oder im gesellschaftlichen Leben überhaupt der einzelne tun und lassen kann, was er mag, sondern in allem und jedem Rücksicht auf den Nächsten und die Allgemeinheit nehmen muß, auch wenn ihm das manchmal schwerfällt, so wenig kann der einzelne in der freien Landschaft tun, was ihm beliebt.

Der Besitz von Geld oder persönliche Beziehungen, die notwendig sind zum Ankauf eines schöngelagerten Bauplatzes und zum Bau eines Häuschens nach dem ganz persönlichen Geschmack oder Ungeschmack, können niemals berechtigen, solche Absichten in einem Gelände durchzuführen, dessen unversehrte Erhaltung im jetzigen Zustand für die Allgemeinheit viel wichtiger ist als die Befriedigung des Baubedürfnisses eines einzelnen. Wird den Baugelüsten der einzelnen nachgegeben, dann werden selbstverständlich alle landschaftlich schönen Teile der Stadt und der Umgebung von Linz zuerst bebaut, das heißt, heute mit Kleinhäuschen und nachfolgenden Holzschuppen, Kleintierställen, Garagen usw. getüpfelt, und die Schönheit von Linz und seiner Umgebung ist für alle Zeiten dahin. Die maßlose Häßlichkeit, die solch

zügellostes Bauen an allen Ausfallstraßen von Wien in den Wienerwald hinein angehäuft hat, ist ein mahnendes Beispiel. Die Schönheit alter Städte und alter Siedlungen, großer wie kleiner, beruht darin, daß eine sehr straffe Hand der Obrigkeit jeden einzelnen Bauwerber im strengen Rahmen des der Allgemeinheit Zutraglichen gehalten hat.

All die vorgenannten Pläne und Absichten bleiben unausgeführt und bloße Papierarbeit, wenn die Stadt Linz nicht eine eigene und von vornherein schon groß aufgezoogene Baumschule anlegt. In Österreich gibt es außer an Obstbäumen so gut wie keine Erzeugung von Bäumen und Sträuchern irgendwelcher notwendigen und verwertbaren Arten. Es ist so gut wie unmöglich, auch nur einen kleinen neuzeitlichen Garten in Österreich anzulegen, ohne den pflanzlichen Werkstoff aus Holland zu beziehen, was schon aus rein klimatischen Gründen sehr bedenklich ist. Es hat sich jetzt schon als undurchführbar erwiesen, den Staudamm der Innstufe Simbach-Braunau von Österreich her aufzuforsten; es muß versucht werden, die dazu nötigen Forstpflanzen von der bayrischen Seite aus zollfrei herüberzubringen. Wenn sonst städtische Baumschulen deswegen notwendig sind, um städtische Grünanlagen nicht mit junger Baumschulware anlegen zu müssen, sondern um gleich große, starke Bäume und Sträucher pflanzen zu können, so ist in Linz eine städtische Baumschule notwendig, um überhaupt etwas pflanzen zu können. Die Voraussetzungen für ihre Anlage sind gegeben: Es stehen eingezäunte Gelände mit verschiedenen Bodenarten zur Verfügung. Es sind die richtigen Leute da und der Wille etwas Besonderes zu schaffen. Es bedarf nur eines raschen Stadtratsbeschlusses, damit bis zur Frühjahrspflanzung und -saat alle notwendigen Vorbereitungen getroffen werden können.

Ein Einspruch von seiten der Baumschulen gegen diesen Plan ist nicht zu erwarten; es sind so gut wie keine Baumschulen da und die wenigen vorhandenen sind weder jetzt noch in absehbarer Zeit in der Lage, das Notwendige zu liefern. Wie weit es möglich ist, wenigstens einen Teil der benötigten Junggehölze in Anbauverträgen von privaten Baumschulen heranziehen zu lassen, wie es für die Bepflanzung der österreichischen Autobahnen versucht wurde, bedarf einer sehr sorgfältigen Prüfung auf Grund der nicht erfreulichen Erfahrungen, die gemacht worden sind.

In den letzten Jahren ist im Norden der Stadt Linz eine sehr schöne und reizvolle Landschaft durch den Bau einer neuen Straße erschlossen und damit als ganz stadtnahes Erholungsgebiet besonders

wertvoll geworden. Eine unregelte, ja wilde Bebauung, auf welche die Stadt keinen Einfluß nehmen kann, hat nach dieser Erschließung sofort eingesetzt und droht den mit großem Aufwand geschaffenen Wert wieder, und zwar für immer zu vernichten, ohne daß damit, auf lange Dauer gesehen, für die dort sich anbauenden Neusiedler besondere private Vorteile gewonnen würden, die sich nicht einige hundert Meter abseits genauso, aber ohne Verluste für die Allgemeinheit erreichen ließen.

Über die gegebenen oder neu zu schaffenden Möglichkeiten, dieser Gefahr zu begegnen, gestatte ich mir auf Grund meiner Erfahrungen im Deutschen Reich und in der Deutschen Bundesrepublik und als Mitglied der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung ein

G u t a c h t e n

abzugeben, wie folgt:

1. Die Schönheit der wohlbesiedelten, aber doch noch urtümlichen Landschaften Mitteleuropas, die auch ein einfaches Gemüt erfaßt, wenn es sich auch ihrer Ursache nicht bewußt wird, beruht im allgemeinen viel weniger auf besonders eindrucksvollen Einzelheiten, als vielmehr in der ausgewogenen Harmonie von Gebautem und Gewachsenem, von Natur und Menschenwerk.

Jede Landschaft besitzt ein sie kennzeichnendes ganz einheitliches Baugesicht aller bürgerlichen wie bäuerlichen Häuser. Die Siedlungen sind geschlossen beisammen; zwischen ihnen stehen nur „wohlhäbige“ bäuerliche Einzelhöfe oder herrschaftliche Ansitze. Alles ist in Baumgärten gebettet, alles ist wohlgeformt.

2. Die Ursache für solche ausgesprochen zurückhaltende, ja vornehme Einheitlichkeit alles Gebauten liegt nicht allein in der höheren, weil bewußt überlieferungsgebundenen Kultur der Zeiten vor etwa 1850. Sie war geschaffen auch durch eine strenge Zucht von Seite der Handwerkszünfte wie der Obrigkeiten, der weltlichen wie der geistlichen. Von dieser sehr harten Baupolizei früherer Zeiten ist viel zu wenig bekannt. Es waren zum Beispiel schon zu Ende des 15. Jahrhunderts im Gebiet der freien Reichsstadt Nürnberg die Typen der Bauernhäuser von Obrigkeits wegen genormt. Der Bauer bekam vom Forstamt nicht einen Stamm Bauholz mehr zugeteilt, als für das seinen Bedürfnissen angemessene Normhaus erforderlich war. In Ostpreußen sorgte ein strenges Regiment von Landbaumeistern noch im 18. und

19. Jahrhundert dafür, daß kein Bauender sich Eigenmächtigkeiten erlaubte.

3. Solche Bauaufsicht muß auch in den österreichischen Ländern am Werk gewesen sein. Die so ganz besondere Schönheit wie landschaftliche Einheitlichkeit des Gebauten in ihnen kann aus dem hohen Können ihrer höfischen Baumeister einerseits, dem zähen Festhalten gerade der alpenländischen Stämme an ererbten Formen allein nicht erklärt werden. Es ist sehr bemerkenswert, daß früher auch der ausgemachte Parvenü, wie jener Kriegsgewinnler, der das Schlößchen Luberegg am Eingang der Wachau sich bauen ließ, nicht anders als höchst anständig bauen konnte.

4. Die Selbstzucht der Handwerksmeister hat mit der Gewinnung der Gewerbefreiheit aufgehört, die Zucht von oben her mit der konstitutionellen und vollends mit der republikanischen Demokratie, aus der auch das Beispiel einer kultur- und verantwortungsbewußten Oberschicht verschwunden ist. Die Überzahl der Leute, die heute bauen oder bauen wollen, sind hart, aber klar ausgesprochen, Parvenüs, gleichgültig, ob es sich um einen Briefträger handelt, einen Holzhändler oder den Direktor eines Industriekonzerns. Kriege, soziale und wirtschaftliche Umschichtungen haben die Träger der alten hohen österreichischen Kultur verarmen lassen; sie kommen als Bauherren so gut wie nicht mehr in Frage. Die wirtschaftlich Neuheraufgekommenen gehören einer ersten Generation an; Kultur kann erst die dritte wieder haben, also die Enkel der heutigen. Das Wesen des Parvenüs aber ist das Unsoziale, das Laute, das Zurschaustellen des neuerworbenen Wohlstandes (wenn dieser auch rein zahlenmäßig noch so bescheiden ist), die Ablehnung jeder Einfügung in etwas Gemeinsames, von Unterordnung und Sichbescheiden gar nicht zu reden. Mangel an Geschmack und der unbedingte Wille, mehr zu scheinen als zu sein, führen dann dazu, daß so ziemlich alles Neugebaute von jener einerseits ärmlichen, andererseits aufgeblasenen Häßlichkeit ist, die gerade Österreich nicht nur schwerstens bedroht, sondern seine einst vielgerühmte Schönheit im Umkreis der Städte und der Industriegebiete schon völlig zerstört hat.

5. Es darf nicht verschwiegen werden, daß sich die von Architekten gebauten Häuser allzuoft nur in der Stufe, aber nicht im Wesen von denen der einfachen Landbaumeister unterscheiden. Auch in Österreich sind heute die jungen Bauleute zu einem wesentlichen Teil Parvenüs, die keinen Meister mehr anerkennen, die auffallen wollen

12. Schon wegen der selbstverständlich sich erhebenden Widerstände aller am Bestehenbleiben der jetzigen Zustände wirtschaftlich Interessierten — wenn deren Belange auch sehr kurzfristig verstanden sind — wird das neue Baugesetz nicht sehr schnell zu erreichen sein. Bis zu seinem Erlaß geht für die Stadt Linz zu viel Zeit, also auch zu viel kostbare Erholungslandschaft unwiederbringlich verloren. Die Stadtverwaltung muß deshalb, etwa mit Unterstützung des Landeshauptmannes, versuchen, mit jenen Gemeinden in der Umgebung von Linz, die an sich schon eingemeindungsreif wären, ein Abkommen dahin zu treffen, daß sie die Flächenwidmungspläne für diese aufstellt, um sie nach rein sachlichen Gesichtspunkten unabhängig von Wünschen einzelner, die nur auf Kosten der Allgemeinheit erfüllt werden könnten, abfassen zu können. Da sie diese Arbeit nicht nur zu ihrem eigenen und der Nachbargemeinden Vorteil durchführt, sondern auch zum Nutzen der Allgemeinheit, also des Landes Oberösterreich, müßte auch dieses einen Teil der Planungskosten übernehmen.

Anschrift des Verfassers:

Architekt und Gartenarchitekt

Alwin Seifert

Professor an der Technischen Hochschule München

München 42, Von-der-Pfordten-Straße 19

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Naturkundliches Jahrbuch der Stadt Linz \(Linz\)](#)

Jahr/Year: 1960

Band/Volume: [6](#)

Autor(en)/Author(s): Seifert Alvin

Artikel/Article: [Die Linzer Landschaft und ihre Erhaltung \(Gutachten vom 22. Jänner 1952 und 11. Februar 1958\) 73-94](#)